

Illustrierte Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Schweizerische Säumer-Kolonne im Aufstieg.

Politische Uebersicht.

Zürich, 6. Oktober 1915.

Es wäre schwer, auch nur für eine kurze Uebersicht einige Daten aus der politischen Geschichte des letzten Monats zusammenzustellen, die außer dem alles verschlingenden Kriege eine Erwähnung verdienen, den Krieg aber soll in gewohnter Weise die nachstehende Rekapitulierung behandeln. Hier erübrigt bloß, auf das wichtigste neue Moment in dem Welt-drama hinzuweisen. Da tritt, für viele wie eine Offenbarung wirkend, Eingeweihteren aber, die seit 1896 und 1897 die deutsche Orientpolitik mit Aufmerksamkeit verfolgen, kaum noch überraschend vor allem der Beginn des neuen Balkankrieges hervor, der dazu bestimmt ist, die Früchte jener weitausgreifenden Politik einzuheimen. Es handelt sich darum, die Theorie in die Praxis umzusetzen und die schon seit Jahrzehnten geplante große Interessengemeinschaft von der Nordsee bis zum Persischen Golf nunmehr zu schaffen. Die Kaiserermächte bahnen sich

den Weg nach Konstantinopel und der asiatischen Türkei mit ihren reichen Zukunftsmöglichkeiten. „Deutschland,“ schreibt Theodor Wolff im Berliner Tagblatt, „blickt nach dem Südosten und dem Orient, wo jetzt das erstrebte Bündnis mit der Türkei glücklich verwirklicht ist, und es hofft, daß ihm bei richtiger Gelegenheit territoriale Verschiebungen und neue Freundschaften jenen Verbindungsweg nach Konstantinopel sichern werden, der politisch und wirtschaftlich eine so entscheidende Bedeutung hätte und uns bis heute noch fehlt. Der Weg zum Orient, den uns das Geröll der Balkankriege völlig versperrte, kann nach der Besiegung der Russenheere sich vor uns öffnen, wenn wir die Gunst der Stunde mit kluger Entschlossenheit auszunützen verstehen. Die Schaffung und Sicherung des Verbindungsweges nach Konstantinopel ist für uns, in der Kriegsgegenwart wie in der Friedens Zukunft, so sehr eine Notwendigkeit, daß alles an die Erreichung dieses

Zieles gesetzt werden muß. Wir haben immer den Standpunkt vertreten, daß wir Rumänien sehr wohl dabei entbehren könnten und daß die Mitwirkung eines starken, befreundeten Bulgariens für die Herstellung der freien Straße förderlicher sei. Diese Wahrheit ist jetzt auch von den Diplomaten der Entente begriffen worden, aber erfreulicherweise ein wenig spät. Die Balkanstaaten sind seit Monaten von allen Seiten ersucht worden, den richtigen Moment nicht zu versäumen, und sie sind gegen solche Mahnungen vielleicht etwas abgestumpft; aber diesmal naht wirklich der ‚nie wiederkehrende Augenblick‘. Ir-

gendwie, auf dem einen oder andern Wege, rechts oder links, mit Peter oder mit Paul, muß die Verbindung mit dem türkischen Reiche geschaffen werden, die uns neue Möglichkeiten für kriegerische und friedliche Taten gewähren soll. Dort ist sicherer Gewinn für alle, die auf unsere Seite treten, und dort findet die deutsche Tatkraft das lange vorgezeichnete, natürliche Richtungsziel und den weltpolitischen Erfolg.“ Es darf wohl für diesmal genügen, den tieferen Sinn der neuen großen Balkanaktion nach deutscher Auffassung aufzuzeigen.

S. Z.

Der europäische Krieg. Weit davon entfernt, seinem Ende entgegenzugehen, nimmt der Weltkrieg von Monat zu Monat immer noch an Intensität und Ausdehnung zu. Damit dauert auch für unser Vaterland die Gefahr weiter, am Ende doch noch in den Weltbrand hineingezogen zu werden, und mahnt zu Vorsicht und Wachsamkeit. Immerhin scheinen wir wenigstens auf wirtschaftlichem Gebiete nunmehr durch das Zustandekommen des Einfuhrtrüstes mit dem Bierverband vor dem Schlimmsten gesichert zu sein, und wir haben, soweit im Kriege überhaupt werden kann, freien Zugang für unsere Verproviantierung sowohl aus Deutschland wie aus den Gebieten der Alliierten. Das war allerdings nicht ohne Preisgabe eines Teils unserer wirtschaftlichen Selbständigkeit möglich; es ist aber dem Bundesrat dafür zu danken, daß er es verstanden hat, das Maß der fremden Kontrolle soweit einzuschränken, daß es in Anbetracht der außer unserer Macht liegenden Verhältnisse ein erträgliches genannt werden kann. Nicht ganz überflüssig war im Hinblick auf gewisse gutmütig-naive Vorstellungen im Volke die Mitteilung von Bundesrat Dr. Hoffmann, daß die Bedingungen, die uns vom Bierverband für den Einfuhrtrüst auferlegt wurden, sich nicht etwa wesentlich unterscheiden von denjenigen, die uns von Deutschland gestellt worden sind.

Der Gang des Kriegs ist erst gegen Ende des Monats wieder in eine neue Phase getreten. Vorher bewegte er sich

in den gewohnten Geleisen. Den Engländern machten wiederholte Besuche deutscher Zeppeline, die in London furchtbare Schädigungen an Leben und Gut anrichteten, die Belehrung wieder eindrücklicher, daß es mit der splendid isolation Englands für immer vorbei und das Herz des Reiches nicht mehr sicher ist vor der deutschen gepanzerten Faust. In Rußland wurde die deutsche Offensive weit ins Land hinein vorgetragen und die russische Armee unter fortwährender Auflösung großer Teile auf immer weiter zurückliegende Verteidigungslinien gedrängt, sodaß sogar eine Bedrohung Petersburgs nicht mehr außer dem Bereich der Möglichkeit zu liegen schien. Diese Niederlagen haben einen so offenkundigen und gewaltigen Umfang angenommen, daß sie sich auch dem russischen Volke nicht mehr verheimlichen ließen und irgend etwas geschehen mußte, um den gesunkenen Mut zu heben. Man fand das Mittel darin, daß der bisherige Generalissimus Großfürst Nicolaus Nicolajewitsch abgedankt, d. h. als Kommandant der Kaukasusarmee auf einen Nebenkriegsschauplatz abgeschoben wurde und der Zar Nicolaus selbst als Höchstkommandierender an die Spitze seiner Truppen trat. Mit welchem Erfolg, steht noch dahin.

Selbst uns in der Schweiz werden die durch den Gang der Ereignisse jedesmal nötig werdenden Umgruppierungen und Truppenverschiebungen direkt wahrnehmbar durch die abwechselnd bald vom einen, bald vom andern Lande gegen uns ver-

hängte absolute Grenzsperr. Das eine Mal ist es Oesterreich, das tage- und wochenlang keinen Reisenden, kein Paket, keine Zeitung, kein Telegramm mehr durchläßt, das andere Mal sehen wir uns von Frankreich mit der gleichen Maßregel behelligt. Hier wie dort sollen diese Abschließungen Vorgänge in der Nähe unserer Grenzen verschleiern. Von österreichischer Seite scheint eine größere Truppenansammlung für einen Vorstoß gegen die Italiener im Werk gewesen zu sein, und in Frankreich handelte es sich um Truppenbewegungen aus dem Süden,

durch tagelanges, höllisches Artilleriefeuer gründlich vorbereitet worden war. Unter ungeheuern Verlusten — wie dies beim Angriff gegen eine Stellung, die man einzurichten fast ein Jahr Zeit hatte, gar nicht anders möglich war — sind die Franzosen an zwei Stellen auf eine Breite von 23 und 12 km bei einer Gesamtlänge ihrer Front von 400 km durch die erste Stellung der Deutschen eingedrungen und haben an einzelnen Punkten auch schon die zweite Stellung erreicht, aber ohne eigentlichen nachhaltigen Erfolg, und schon ist man jetzt wieder hüben und drüben zum



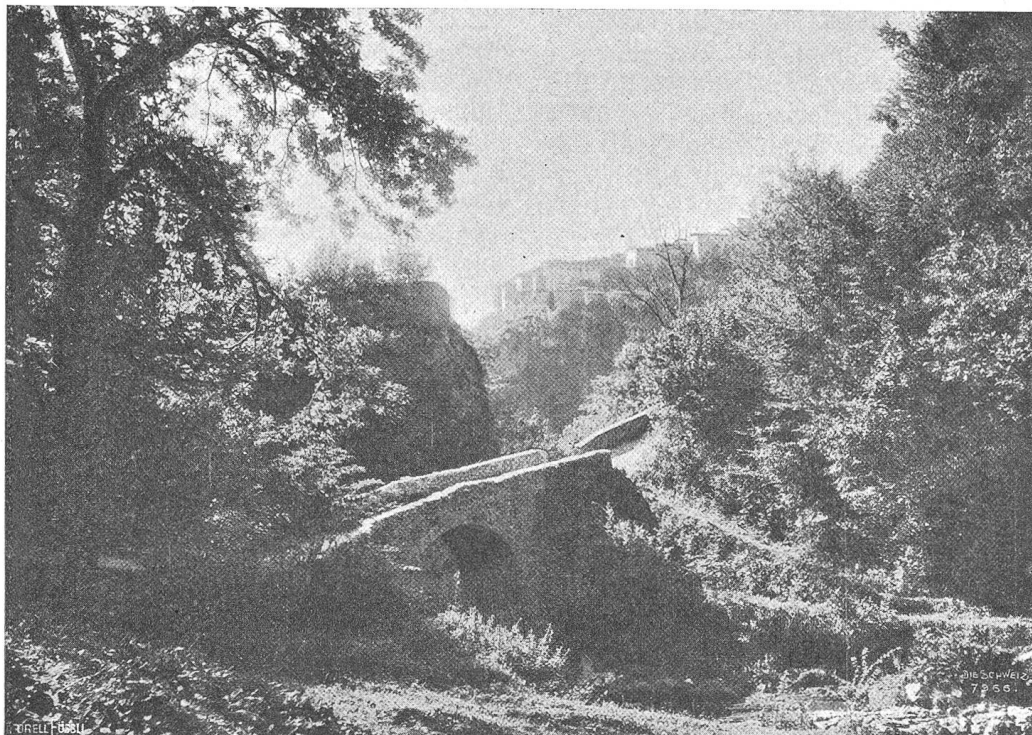
Gebirgsunterstände unserer Truppen an der österreichisch-italienischen Grenze.

vielleicht auch aus Italien in der Richtung auf Belfort. Es bringt uns dies immer wieder unsere wenig beneidenswerte Lage inmitten des Flammenmeeres des europäischen Kriegs zum Bewußtsein. Auf der italienisch-österreichischen Front, wo es sich in der Hauptsache um einen Gebirgskrieg größten Stils handelt, hat die früh eingetretene Winterkälte bereits einen gewissen Stillstand herbeigeführt, und man beginnt auf beiden Seiten sich aufs Ueberwintern einzurichten.

Am 25. September ist auf der Westfront die längst angekündigte große Offensive eingeleitet worden, nachdem sie

gewohnten Schützengrabenkrieg übergegangen. Es sollte wieder einmal versucht werden, ob ein Durchbruch möglich wäre; der Verlauf hat gezeigt, daß dies noch immer nicht der Fall ist, und so will man in Frankreich weiter abwarten, ob nicht durch irgend ein Wunder auf einem andern Teil des Kriegsschauplatzes die ersehnte günstige Wendung herbeigeführt werde. Die Lage ist aber auf allen Seiten für die Zentralmächte so ausgesprochen günstig und vorteilhaft, daß gar nicht abzusehen ist, woher die Wendung kommen soll.

Das Hauptinteresse konzentriert sich



Castello im Val Solda (Tessin). Phot. E. Kraal & F. Bopp, Luzern.

gegenwärtig auf den Balkan. Nach monatelangem heißem Bemühen müssen die Diplomaten der Entente einsehen, daß die Gegner doch für die Balkanvölker überzeugendere Gründe ins Feld zu führen haben als sie, und es ist wohl nicht mit Unrecht gesagt worden, daß Hindenburg der beste Balkandiplomat sei. Der entscheidende Punkt war Bulgarien, von dem man früher glaubte, daß es sich niemals Rußlands väterlicher Huld und Vorzorge entschlagen werde. Das ist nun doch geschehen. Die deutsche Diplomatie und die deutschen Millionenanleihen haben in Sofia gesiegt. Heute schon wimmelt die bulgarische Hauptstadt von deutschen Offizieren und Fliegern: es wird unter deutscher Führung eine gewaltige, umfassende Offensive gegen das unglückliche, allem Anschein nach dem Untergang geweihte Serbien eingeleitet. Von Norden her drohen die deutschen und österreichischen Armeekorps hereinzubringen, und von Süden meldet sich nun Bulgarien an, um seine Rechnung mit Serbien zu begleichen und mit dem Schwert zu holen, was man ihm nicht gutwillig geben wollte: Makedonien. Die Stellung

Bulgariens entwickelte sich in den letzten Wochen und Tagen zu einer so unmißverständlich russen- und serbenfeindlichen, dafür aber umso deutschfreundlicheren Haltung, daß Rußland am 3. Oktober sich zu einem Ultimatum entschloß, das die kategorische, doch immerhin in verbindlicher Form ausgedrückte Forderung enthielt, die deutschfreundliche Haltung aufzugeben und die deutschen Offiziere zu entfernen. Die ablehnende Antwort war von vornherein selbstverständlich; denn sonst hätte es Bulgarien schon nicht bis zum Ultimatum kommen lassen. Was wird nun Griechenland tun? Es wird durch die neue Konstellation direkt berührt, ja sein Gebiet ist heute schon verletzt durch die Landung französischer und englischer Truppen in Saloniki, wogegen Griechenland einen förmlichen Protest erhob. Griechenland steht mit Serbien in einem Bündnis, das letzterem für den Fall eines bulgarischen Angriffs die griechische Hilfe verspricht. Wird es dieses Versprechen halten? Es scheint nicht; denn König Konstantin hat soeben den Ministerpräsidenten Venizelos, der diese Bündnispolitik verfolgte, zum zweiten Mal ent-

lassen. Der König ist der Schwager des deutschen Kaisers, und sein Herz steht auf der deutschen Seite. Aber auch das griechische Volk scheint wenig Lust zu verspüren, sich Serbien zulieb „in Abenteuer zu stürzen“, wie die Zeitungen mit kalter

Gleichgültigkeit sich ausdrücken. Der Haupteindruck bleibt somit der, daß auf allen Seiten die Sache der Entente so schlimm wie möglich steht und nirgends für sie ein vertrauenerweckender Hoffnungsschimmer sich zeigt. S. Z.

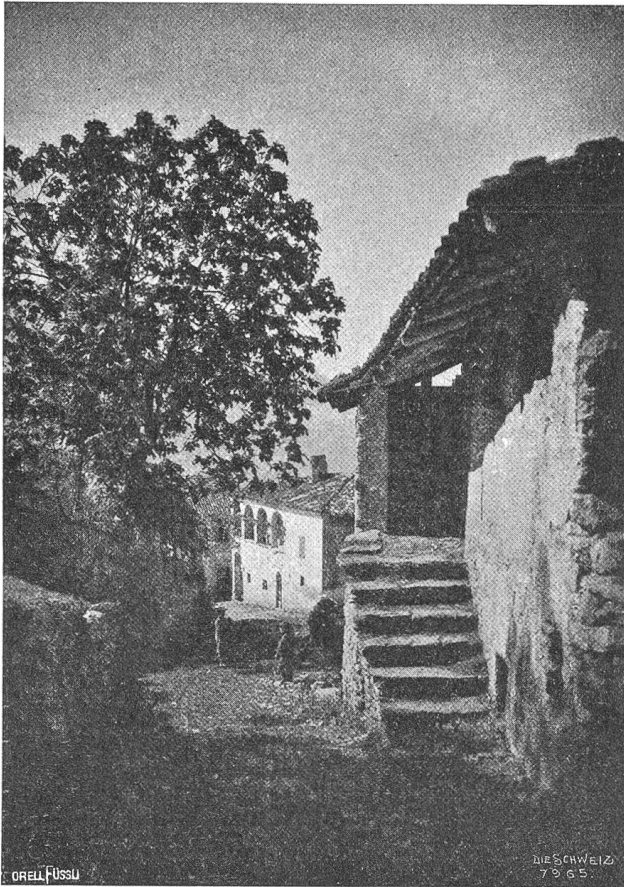
Der Süden der Schweiz.

„Die sonnige Veranda am Schweizerhaus“ nennt Hans Schmid in seinen prächtigen „Spaziergängen im Tessin“ diesen Kanton, in dem jetzt in der Kriegszeit unsere Truppen treue Grenzwehr halten. Es ist ein eigenes Stück Land, dieser Süden der Schweiz, verschieden in Sprache und Gestalt, scharf abgegrenzt durch das Gotthardmassiv von der übrigen Schweiz, und wer hineingucken will, der muß durchs sogenannte „große Loch“ gefahren oder über den alten Paß gestiegen sein, und erst dann, wenn er die Kantonsgrenze hinter sich hat, kann er sich des Südens freuen. Wer wollte es leugnen, daß der Tessin stark italienisch anmutet, daß Vegetation und Farbenpracht, Haus und Land, Weg und Wagen, Klima und die Leute

selbst auf Schritt und Tritt an Italien erinnern, aber zum Glück an ein Stück Italien, das fest und unerschütterlich mit der Schweiz verbunden ist, in dem Schweizer leben, die, wenn auch durch Sprache und Berge geschieden, treu zur gemeinsamen Heimat, zum schweizerischen Vaterland stehen. Gerade jetzt ist Mutter Helvetia dieses Kind erst recht ans Herz gewachsen, gerade jetzt erkennt das ganze Schweizervolk so recht den Wert seines Südens, und die Truppen aus dem Westen, Norden und Osten, die jetzt unten im Süden ihren Dienst verrichten und von denen gar viele vorher überhaupt noch nie im Tessin gewesen sind, wie werden sie zu erzählen wissen von dem schönen Land und seinen gutschweizerischen Be-



Locarno, von der Kirche Madonna del Saffo aus gesehen. Phot. H. Eichhorst, Zürich.



Dafio im Val Solza. Phot. Kraal & Bopp, Luzern.

wohnen, die freundeidgenössisch unsere Soldaten empfangen und wetteiferten, ihnen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen.

Schwere Zeit bedeutet auch für den Tessin der Krieg. War er sonst die Sehnsucht und das Reiseziel froher Reisender, ist es diesen Kriegssommer still geblieben im Land, und die Schweizer, die kamen, reichten naturgemäß nicht aus, all die Lücken zu füllen, die das Ausbleiben des internationalen Publikums, ohne das eben ein Fremdengebiet nicht existieren kann, gerissen hat. Aber treue Pionierarbeit wurde geleistet, und manch einer, der jetzt im Dienste des Vaterlands drüben im Gotthardgebiet oder unten an seinem Südfuß stand, wird wiederkommen, wenn friedlichere Zeiten eingekehrt sind, und mancher, der sonst für unablässig nötig hielt, seine Ferienzeit außer Landes zu verbringen, wird erkannt haben, daß man die Schönheiten des Tessin vom Gotthard-

zug aus unmöglich entdecken kann und daß ein kurzer Aufenthalt in Lugano und Locarno, der mehr oder weniger zum Pflichtenheft jedes nach dem Süden Reisenden gehört, nicht genügt, um im Kanton Tessin gewesen, Land und Leute gesehen und seine verschwenderische Pracht kennen gelernt zu haben. Vom Winter im Tessin ist nicht allzuviel zu sagen; Süden und Winter gehen nicht zusammen, und lockende Sonne gehört ins Bild, richtet man den Kurs nach jener Landschaft. Aber Frühlings-, Sommer- und Herbsttage im Tessin bilden für die Kenner helles Entzücken, und es sind durchaus nicht nur jene berühmten Kurgebiete, die die Schönheit des Landstriches in alle Welt getragen haben. Wanderungen in den vielen Tälern des Kantons sind auch in den Sommertagen ein Genuß, der Gotthardpaß zeigt seine höchsten Frequenzzahlen im Hochsommer, der Frühling im Tessin ist farbensprühend, weich und lind, und die

blauheitern Herbsttage dort unten, da in die noch vollen Farben der Natur feine zarte Herbstfarbentriebe sich diskret ins Bild schieben, werden jedem unvergeßlich bleiben, der vielleicht auf der Höhe des Berges schon die ersten Schneeschichten liegen sah und fröstelnd im Speisewagen mit Hoffnungen auf den wärmeren Süden in den Tunnel einfuhr.

Tessinerland ist Schweizerland; der Fluß gab ihm den Namen. Seine Geschichte ist trübe; von einer Hand wanderte es in die andere, schwere Regentenfäuste drückten die Untertanen nieder, und erst die französische Revolution machte den Drangsalen ein Ende. 1803 entstand der Kanton Tessin, und wenn auch hie und da politischer Parteihader den Frieden zu stören drohte und eidgenössisches Militär zu Hilfe gerufen werden mußte, um das temperamentvolle südländische Blut etwas zu dämpfen, es handelte sich doch immer nur um Hauszwiste, und der große eid-

genössische Gedanke litt dabei nicht den geringsten Schaden. Die Weltlinie der Gotthardbahn brachte dem Kanton auch den wirtschaftlichen Aufschwung; Handel und Fremdenverkehr gediehen, der Wohlstand nahm zu, leider aber ging der im Volk von altersher wohnende Auswanderungstrieb nicht im gleichen Maß zurück, sodaß zum Teil auch heute noch die Landwirtschaft darunter zu leiden hat. Denn kaum steigt die Frühlingssonne über die Berge, so ziehen viele Tessinermänner in die Fremde, Haus und Hof, Stall und Feld den Frauen zur Bearbeitung überlassend. Die Zahl der periodisch auswandernden Tessiner wurde vor ein paar Jahren noch auf etwa 12,000 im Jahr geschätzt, eine außerordentlich hohe Zahl bei einer Gesamtbevölkerungsziffer von nur 160,000 Einwohnern. Wie viele Millionen mögen im Laufe der Jahrhunderte schon über den Gotthardpaß gezogen sein, der zum ersten Mal als Pfad ums Jahr 1220 bezwungen wurde! Etwa zur damaligen Zeit entstand auch die „stiebende Brücke“ über die Schöllenen-schlucht, die früheste bekannte Eisenkonstruktion. Aus dem Jahr 1363 wird berichtet, daß damals schon jährlich 16,000 Menschen und 9000 Pferde über den Gotthard zogen, und ums Jahr 1574 war der Weg soweit verbessert worden, daß ihn in einer Fahrt, die noch dreizehn Tage dauerte, die Pilger von Luzern nach Rom in „Carotschen“ zurücklegen konnten. 1629 entstand eine Herberge auf der Paßhöhe, 1707 wurde der Tunnel des Urner Loches gesprengt und die „stiebende Brücke“, ein nicht ungefährlicher Uebergang, überflüssig. Am 25. Juli erkletterte die erste Kutsche, die des englischen Mineralogen Greville, die Paßhöhe, 1799 stritten droben im Gotthardgebiet die Franzosen und Russen in blutigem Ringen. Die neue Gotthardstraße entstand in den Jahren 1820 bis 1824, der erste Gotthardzug rollte im Mai 1882

durch den 15 km langen Tunnel. Zehn Jahre lang war an dem gewaltigen Bahnbau gearbeitet worden, dessen genialer Ersteller Louis Favre den Triumph des Durchschlags nicht mehr erleben konnte, da er am 19. Juli 1879 im Innern des damals noch unvollendeten Tunnels einem Herzschlag erlag.

Wie überall in der Schweiz, so rechnet man auch im Kanton Tessin mit einem starken Aufschwung des Fremdenverkehrs nach dem Krieg. Hoffen wir, daß die Erwartungen eintreffen, damit sich alle Teile unseres Landes recht bald von den schweren Wunden erholen können, die ihnen der Krieg unverdient geschlagen hat. Im Sonnenglanz wird die „Veranda am Schweizerhaus“ wie früher locken und ihre Schönheiten strahlend ausbreiten.

W. B.

□□□

Aktuelles.

Totentafel (vom 5. September bis 4. Oktober 1915). Am 18. September starb in Bern im Alter von 54 Jahren alt Oberrichter Hell-



Motiv aus Morcote am Luganersee. Phot. B. Eckstein, Zürich.



Der neue Dreibündenstein mit dem Faulenberg im Hintergrund.

Phot. E. Passarge, Chur.

müller, Fürsprecher, bekannt als Verfasser des Werkes über die Schweizer an der Berezina.

Am 22. September in Zürich Bankier Louis Rahn-Bärlocher, im 81. Lebensjahr, ein angesehenere Vertreter des alten Zürich, der sich zumal auf gemeinnützigem Gebiet betätigt hat.

Am 23. September in Gelterkinden Kunstmaler Jakob Wagner, 55 Jahre alt. Er hat seine Wanderjahre in Italien, am Genfersee und in Aegypten verbracht und sich dann dauernd in Locarno niedergelassen. Seine Landschaften zeichnen sich aus durch reife Formbehandlung und frische Farbigeit. An anderer Stelle der „Schweiz“ wird seiner noch in Bild und Wort gedacht werden. — In Dugh in Alter von 48 Jahren Notar Albert Perrin, seit 27 Jahren Mitglied des Gemeinderates und seit 14 Jahren Mitglied des Großen Rates als Vertreter der liberalen Partei.

Am 4. Oktober in Zürich Oberst P. E. Huber-Werdmüller, 79 Jahre alt. Mit ihm scheidet einer der bedeutendsten und weitfichtigsten Vertreter der Schweizerischen Maschinenindustrie. Er hat die Maschinenfabrik Verlikon gegründet und ihr den heutigen Weltruf erworben. Die Stadt Zürich verdankt ihm hauptsächlich die Einführung der Straßenbahn, den Bau der Metlibergbahn, die kräftigste Förderung der Quaibauten. Huber war Präsident des Vereins Schweizerischer Maschinenindustrieller, Gründer und Präsident des Verbandes der Arbeitgeber dieses Vereins. Auch von ihm soll noch an anderer Stelle dieser Zeitschrift die Rede sein.

□□

Graf Albert Ehrensuaerd, geboren 1867 zu Gothenburg als Sohn des späteren schwedischen Ministers des Auswärtigen, ist der erste

diplomatische Vertreter des Königreichs Schweden in der Schweiz, das sich bisher mit vier Konsularvertretungen begnügte. Die Zahl der in der Schweiz vertretenen fremden Staaten erhöht sich mit dem Eintritt Schwedens auf vierzehn:

Frankreich, Oesterreich-Ungarn, Großbritannien, Deutschland, Italien, Rußland, Spanien, Belgien, Niederlande, Portugal, Rumänien, Vereinigte Staaten, Brasilien und Schweden. Graf Ehrensuaerd war früher General-

sekretär des Auswärtigen Amtes in Stockholm, dann schwedischer Gesandter in Brüssel und Washington und schließlich bis 1914 Minister des Auswärtigen im Ministerium Staaff. Man rühmt ihm bedeutende juristische Kenntnisse nach, vor allem auch auf dem Gebiete des Völkerrechts.

□□

Die Explosionskatastrophe in Mümliswil.

Der letzte Septembertag brachte über die solothurnische Gemeinde Mümliswil im Jura, an der Straße von Balstal nach dem Schwarzbubenland gelegen, schweres Unheil: ein unglücklicher Funke, durch eine noch nicht aufgeklärte Manipulation an einer Schmirgelscheibe entstanden, tötete 31 Arbeiter in der Kammfabrik Walter-Obrecht, deren Leichen vollständig verkohlt unter den Trümmern erst nach tagelanger, mühseliger Arbeit gefunden werden konnten. Man muß weit zurückgehen in der Unglückschronik unseres Landes, um eine Katastrophe von dieser Größe aufzufinden, und ein lähmender Schreck bemächtigte sich landauf, landab der Bevölkerung, als die Ziffer der Toten bekannt wurde. 31 Menschen beiderlei Geschlechts, Jünglinge und Jungfrauen, kaum der Schule entlassen, erfahrene Arbeiter in den besten Jahren, Familienväter und Mütter, deren Kinder — es sind deren 32 — durch die Explosion ihren Ernährer verloren. Jede menschliche Hilfe war unmöglich; durch Abzugsrohre geriet der unglückselige Funke in die unter den Arbeitsräumen liegenden Keller, wo der Celluloidstaub sorgfältig gesammelt wurde, die Explosion riß das umfangreiche Hauptgebäude der Fabrik auseinander, die Böden bis zum obersten Stockwerk stürzten in die Tiefe und rißen die dort arbeitenden Menschen mit. Leicht hätte die Katastrophe noch weit größer sein kön-

nen, aber zum Glück gelang es der Mehrzahl der Beschäftigten, das Freie zu gewinnen, nicht wenige darunter freilich schwer verletzt, von denen in den Spitälern von Olten und Solothurn noch verschiedene den Brandwunden erlagen. Besonders tragisch gestaltete sich der Tod von acht Personen; nur wenige Spannen vom freien Hofraum entfernt, drängten sie sich hinter einer schweren Türe zusammen, die unglücklicherweise nach innen aufging; in ihrer Todesangst vermochten sie diese, die durch den Druck der Explosion verklemmt und verfeilt worden war, nicht mehr zu öffnen und gingen elendiglich zugrunde.

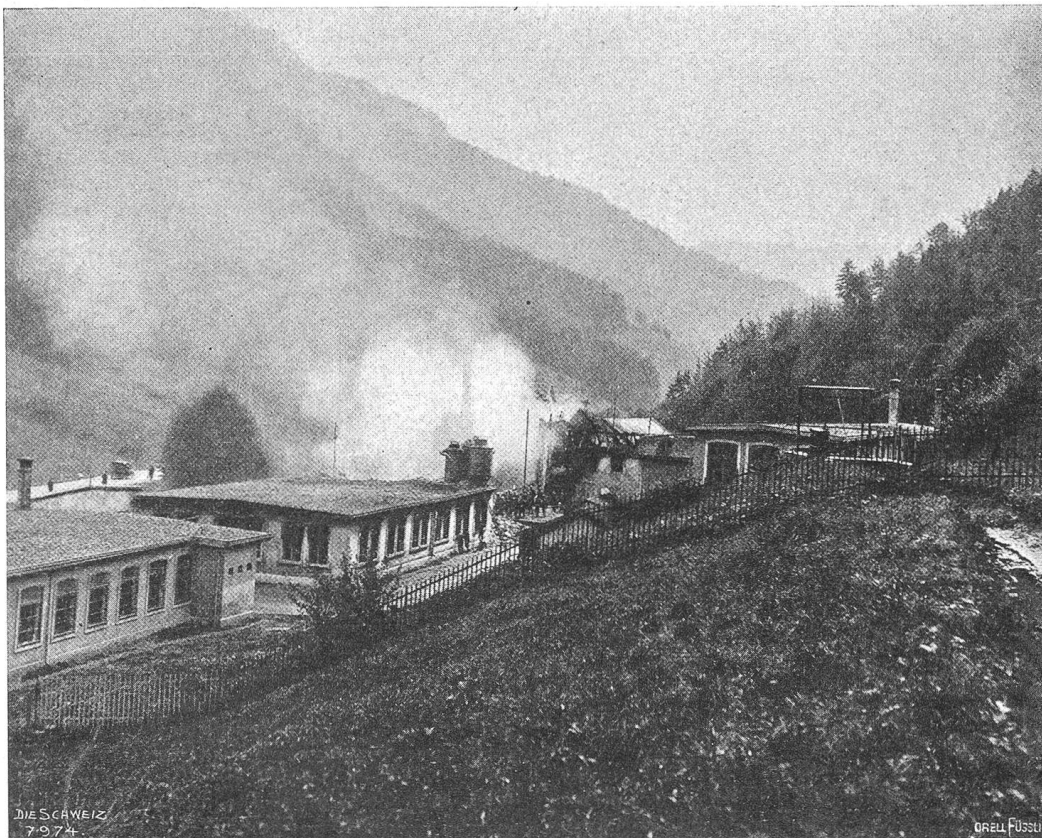
Grauenhaft mögen die Stunden im Dorf gewesen sein, bis endlich feststand, wer fehlte, bis man genau wußte, wer in den rauchenden Trümmern sein Grab gefunden hatte oder in den Spitälern geborgen worden war. 31 Menschen meldeten sich beim Appell nicht mehr; Hunderte und Aberhunderte beweinten sie, und als sie endlich, verkohlt und zum größten Teil unkenntlich, gehoben werden konnten und in zwei Massengräbern bestattet wurden, da erfüllte aufs neue Wehklagen das



Mümliswil mit der durch Explosion zerstörten Kammfabrik Walter-Obrecht.

Dorf, und Trost fand keiner in der weiten Runde.

Mümliswil ist eine arme Gemeinde; der größte Teil der 2000 Einwohner lebt von dem Verdienst aus der Fabrik, und bis diese wieder aufgebaut ist und aufs neue Beschäftigung bieten kann, wird einige Zeit vergehen. So kommt zu Tod und Unglück noch die Sorge um die nächste Zukunft; denn wer als Fabrikarbeiter sein Brot verdienen muß, kann keine Reich-



Trümmerstätte der durch Explosion zerstörten Kammfabrik in Mümliswil.



Der neu: schwedische Gesandte für die Schweiz:
Graf Albert Ehrenswaerd.

tümer auf die Seite sparen. Sofort haben die Solothurner Behörden eingegriffen und eine kantonale Liebesgabenammlung eingeleitet; die Fabrikleitung trägt durch Lohnauszahlung auch über die Zeit der Arbeitslosigkeit ihr redliches Teil bei, die Not zu lindern, und in allen Kantonen wird gesammelt, um den

armen Mühliswilern über die schwerste Zeit hinwegzuhelfen. Die schweizerische Bruderliebe, die noch nie versagt hat, wird auch hier die Brücke schlagen, die aus Elend und Sorgen einer weniger sorgenvollen Zukunft entgegenführt.

□□

Der Dreibündenstein. Auf der Höhe des 2160 Meter hohen Dreibündensteins, einer hübschen Erhebung der Stäckerhornfette, wurde am eidgenössischen Buß- und Betttag als Ersatz für den alten Dreibündengrenzstein von 1722, der im Zerfall begriffen war, ein neuer Grenzstein eingeweiht, der aber keine Grenze mehr markiert, sondern ein Symbol der Volkseinheit Graubündens ist. Hier auf dieser Höhe trafen einst die drei Bünde Bündens zusammen: Grauer Bund, Zehngerichtebund und Gotteshausbund. Das Landesprotokoll vom Bundestag in Chur vom 7. bis 20. September 1721 enthält u. a. den Passus, „daß die 3 Märchen, allwo alle 3 Loblichen Pündt confiniren, einicher gestalten verderbt und in schlechtem Zustand seyen . . . solche wiederum renoviren und in besseren stand stellen lassen sollen.“ Dieser Passus gibt Aufschluß über die Errichtung des alten Grenzsteins.

Die Initiative zu dem neuen Grenzstein, einem prächtigen, zwei Meter hohen Obelisk in Calandamarmor, stammt von dem bekannten bündnerischen Alpinisten Emanuel Meisser, dem Ehrenmitglied der Sektion Rätia des schweizerischen Alpenklubs, die denn auch die Initiative begrüßte und das Monument zur Erinnerung an das Jubiläum ihres 50jährigen Bestandes im Jahre 1913 stiftete. Die Aufstellung und Einweihung des Steins wurde zufolge der 1914 plötzlich ausbrechenden Kriegswirren verschoben.

Verschiedenes.

Interessante statistische Angaben über den Weltkrieg macht der englische Journalist Sydney Brooks. Zwölf Nationen sind bereits in die Schranken des Kampfes getreten, und noch kann niemand wissen, ob die bisher noch kriegsfrei gebliebenen übrigen Staaten bis zum Friedensschluß sich des Friedens werden erfreuen können. Aber es ist nicht nötig, sich in Prophezeitungen zu ergehen: der Krieg in seinem jetzigen Stadium ist schon gewaltig genug, und der Kampf in den Dardanellen an und für sich schon ist das größte Kriegsunternehmen, in das England sich jemals eingelassen hat. Die Hälfte der gesamten Bevölkerung der Erde und drei Fünftel der Bodenfläche müssen gegenwärtig als im Kriegszustand befindlich bezeichnet werden; in Europa ist der Prozentsatz natürlich viel größer. Von je sieben Quadratmeilen europäischen Bodens sind fünf im Besitz kriegsführender Mächte, von je 12 Personen sind 10 Bürger der kämpfenden Staaten. Mehr als 400 Millionen Menschen in Europa, die rund 3 Millionen Quadratmeilen bewohnen, befinden sich im Kriege. Weniger als 60 Mil-

lionen leben im Friedenszustand. Aber selbst dieser Prozentsatz wird in Afrika noch übertroffen. Wenn man Marokko zu den französischen Besitzungen zählt, so erscheinen auf diesem Erdteil das Königreich Abessinien, die spanischen Kolonien und die Republik Liberia als die einzigen neutralen Gebiete. Diese neutralen Länder repräsentieren nur ein Zwanzigstel der Bodenfläche und den siebenten Teil der Bevölkerung von Afrika. In Asien sind die Hälfte der Bevölkerung und mehr als die Hälfte der Bodenfläche in den Krieg verwickelt. In Nordamerika, oberhalb des Rio Grande, besteht auf der Hälfte der Bodenfläche ein Zwölftel der Einwohner aus Untertanen der kriegsführenden Mächte. Nur Südamerika ist in der überwiegenden Mehrzahl neutral. Bloß der 56. Teil seiner Oberfläche und ein noch viel geringerer Teil seiner Bevölkerung muß in die Reihe der Kriegsführenden gestellt werden. Demnach ergibt sich bei einer Zusammenzählung, daß 30 Millionen Quadratmeilen und beinahe 1 Milliarde Menschen in den Krieg verwickelt sind. Der weitaus größte Teil dieser

Gesamtsumme muß den Alliierten zugerechnet werden. In Europa allein haben die Alliierten sechsmal soviel Land und zweimal soviel Menschen im Besitz wie die Zentralmächte und die Türkei. Das Gesamtgebiet, auf dem bis jetzt Kämpfe stattfanden, hat in der Summe des Rauminhaltes die im dreißigjährigen Krieg oder in den Napoleonischen Kriegen mit Kampf überzogene Landmenge noch nicht überstiegen. Dafür sind aber die Kriegsschauplätze in außerordentlicher Weise auseinandergezerrt: die Kanonen sind auf allen Meeren von der Nordsee bis zum Bengalischen Meerbusen laut geworden, im Gebiet von Schantung, an der chinesischen Küste, auf den Falklandinseln usw. — mit einem Wort, in allen Winkeln des Erdballs. Auch andere Kriege sind kostspielig gewesen, aber erst in dem jetzigen Kampf verausgabte die Zivilisation 20—24 Millionen täglich, um sich selbst in Stücke zu schlagen. Und es gibt heute sicherlich in der ganzen Welt niemand, der nicht direkt oder indirekt, im Guten oder Bösen, in irgend einer Weise den Riesensturm des gegenwärtigen Ringens verspürt hat.

□□

Schlachtenverluste. Wer vom Jahr 1800 ausgehend die blutigsten Schlachten der Geschichte und die durch sie hervorgerufenen Verluste untereinander vergleicht, wird zu dem Ergebnis gelangen, daß bis zum Ausbruch des gegenwärtigen Weltkrieges die Verluste in keinem Verhältnis zu den Fortschritten der Waffen- und Kriegstechnik standen. Doch all dies hat sich seit Beginn des europäischen Krieges jäh geändert; wie wir einer Zusammenstellung in der „Revue Hebdomadaire“ entnehmen, waren noch niemals, in keinem Zeitalter und in keinem Lande die Verluste so gewaltig wie in diesem Kriege. In der Schlacht bei Marengo (14. Juni 1800), in der sich 65,000 Soldaten gegenüberstanden, beliefen sich die Verluste an Gefallenen, Verwundeten und Gefangenen insgesamt auf 13,700 Mann. In der Schlacht bei Jena (18. Oktober 1806) verloren die 115,000 Kämpfenden 27,150 Mann, in der Schlacht bei Waterloo (18. Juni 1815) 228,000 Kämpfer 57,200 Mann, in der Schlacht bei Solferino (18. Juni 1859) 275,000 Kämpfende 31,250 Mann. In der Schlacht von Liao Tschang (August-September 1904) standen sich 95,000 Russen und 100,000 Japaner gegenüber. Die Gesamtverluste beider Parteien beliefen sich auf 30,400 Mann. In der entscheidenden Schlacht bei Mukden (Februar-März 1905) kämpften 350,000 Russen gegen 300,000 Ja-

paner. Die Russen verloren 70,000, die Japaner 42,000 Mann. Wie gewaltig der Unterschied zwischen den genannten Zahlen und den allgemeinen Verlustziffern dieses Krieges ist, zeigen heute schon die ungeheuern Verlustziffern der russischen Armee; man wird nicht zu hoch greifen, wenn man sie als mindestens viermal so hoch einschätzt wie die im frühern Verlauf der Weltgeschichte bekannt gewordenen.

□□

Wert eines Kanonenschusses. Eine amerikanische Zeitschrift hat nach amtlichen Angaben berechnet, was ein Schuß aus den verschiedenen Geschützen kostet. Zugrunde gelegt sind dabei die Erfahrungen an amerikanischen Geschützen. Ein Schuß aus einer 7,6 cm-Feldkanone kostet danach 43 Mark, ein solcher aus einer 12 cm-Kanone 121 Mark, während der Schuß der 15 cm-Haubitze schon auf 186 Mark und der 15 cm-Kanone auf 260 Mark zu stehen kommt. Von dieser Grenze an beginnen sich aber die Kosten des Kanonenschusses sprunghaft zu erhöhen. Bereits für einen Schuß aus den österreichischen 30 cm-Mörsern muß man einen Aufwand von 1293 Mark rechnen. Ein solcher aus einer 30,5 cm-Kanone stellt sich auf 2168 Mark. Die höchsten Kosten erfordern bei der



Kaiser Wilhelm im Gespräch mit dem Höchstkommmandierenden der österreichisch-ungarischen Armee, Erzherzog Friedrich.

amerikanischen Artillerie Schüsse aus der 35,6 cm- und der 40,6 cm-Kanone, von denen jeder einen Kostenaufwand von 3469 bzw. 5200 Mark verursacht. Diese Kostenangaben beziehen sich nur auf das schußfertige Geschöß und die Ladung; nicht inbegriffen sind die Kosten der Abnützung des Geschüßes, die unter Zugrundelegung einer Lebensdauer von 80 Schüssen für die größten Kaliber recht beträchtlich sein dürften. Ein Torpedo kostet 3900 Mark, die Sprengladung dazu 5380 Mark.

□□

Leonardo als Erfinder des Maschinengewehres. Der deutsche Ingenieur Feldhaus, der den technischen Leistungen und Erfindungen Leonardo da Vincis eingehendes Studium gewidmet hat, nimmt für den großen Meister auch den Ruhm der ersten Erfindungen des Maschinengewehres in Anspruch. In einer der letzten Nummern des „Weltall“ berichtet er von Zeichnungen Leonardos, die das Modell eines Gewehres mit mehreren Läufen darstellen. Hierdurch sollte erreicht werden, daß mehrere Schüsse dicht hintereinander in verschiedenen Richtungen abgegeben werden könnten. Eine solche Maschine nannte man damals bezeichnenderweise eine „Totenorgel“. Das größte von Leonardo entworfene Modell zeigt ein Gewehr mit acht Lagen zu je neun Läufen; es konnten mit ihm also 72 Schüsse abgegeben werden. Das moderne Maschinengewehr ist freilich wesentlich anders ausgefallen; denn es erreicht mit nur einem Rohr, dem die Patronen automatisch in dauernder Reihenfolge zugeführt werden und das sich leicht drehen und frei handhaben läßt, eine viel größere Wirkung, als Leonardos Maschine hätte leisten können; aber der große Erfinder, der sich ja bekanntlich auch mit der Flugmaschine eingehend beschäftigte, hatte doch, wie Feldhaus betont, das Prinzip des Maschinengewehres bereits richtig erfaßt.

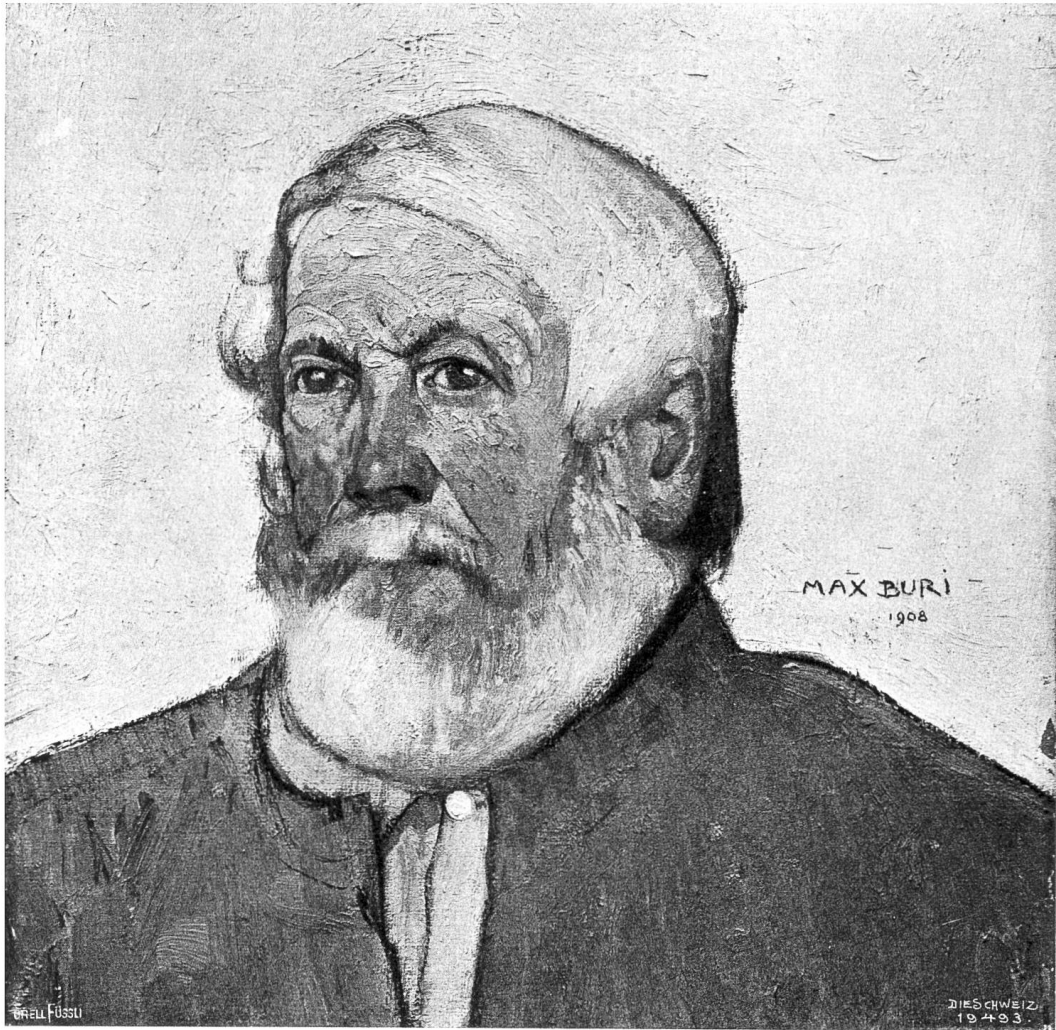
□□

Zwei Pioniere der schweizerischen Uhrenindustrie. An zwei Pioniere der schweizerischen Uhrmacherkunst möge in den nachstehenden Zeilen erinnert sein, an den einst in Berlin tätigen Christin und den aus Zürich gebürtigen Johann Stadler, der in der Türkei als Siebenundzwanzigjähriger im Jahr 1637 hingerichtet wurde.

Vor etwa 135 Jahren berichteten deutsche Zeitungen als „erstaunenswertes Beispiel von dem Wize der heutigen Welt“ über das sog. Berliner Korrespondenzzimmer. Es dauerte längere Zeit, bis der Schauplatz dieser Entdeckung, „die in Kriegs- und Friedenszeiten was Großes zu versprechen scheint“, ausfindig gemacht werden konnte und bis der aus der Schweiz gebürtige und in Berlin wohnhafte Uhrmacher Christin die Berliner gelehrte Welt zu seiner Erfindung führen konnte. Christin führte uns, heißt es in dem Bericht, in einen Garten vor der Stadt, wo das Geheimnis, zu einer Probe im kleinen, in einem Gang verzaunt war. An dem Anfang desselben fand ich eine von Brettern gemachte Stube, in der eine

Art von kleinem Schreibschrank war, auf dessen Pult eine horizontale Scheibe von Pappe lag, deren Umkreis in die vierundzwanzig Buchstaben des Alphabets und in die zehn Ziffern eingeteilt war. Ein Professor nahm nun vor diesem kleinen Schreibtisch Platz, während Christin in ein zweites Korrespondenzzimmer am andern Ende des Ganges ging. Dann drehte er eine über seinem Zifferblatt befindliche Kurbel so von Buchstabe zu Buchstabe, daß einzelne Worte zustande kamen. Nach jedem Wort machte er eine etwas größere Pause. Als der Professor auf diese Weise eine Frage abgefurbelt hatte, gab er ein vereinbartes Schlußzeichen, und nun setzte sich der Zeiger, der an seiner Kurbel befestigt war, schnell in Bewegung. Der Professor notierte die einzelnen Buchstaben, die der Zeiger anzeigte, und erhielt so die Antwort auf seine Frage. Auf welche Weise Christin seine Telegraphenanlage gebaut hatte, erfuhr der Professor nicht, der annahm, daß es durch Schnüre geschehe, die über Rollen liefen, oder daß eine Einrichtung vorhanden sei, die den Zeigerleitungen von Turmuhren entspreche. — Bei der Christinschen Erfindung handelt es sich nur um einen Versuch, der aber umsomehr Beachtung verdient, als er vor der Einführung der Telegraphie unternommen ward.

Am 22. Oktober 1637, meldet der Chronist, wurde mit manchen Ehren Rudolf Stadler von Zürich, erst 27 Jahre alt, in Ispahan begraben. Als sehr geschickter Uhrmacher war er im Dienste des österreichischen Gesandten nach Konstantinopel und im Gefolge des berühmten Reisenden Tavernier nach Persien gekommen. Durch seine Kunst, die dort noch immer unbekannt geblieben war, gewann er die Gunst des Schach Sefi im höchsten Grade. Täglich mußte er dessen Uhren im Palast aufziehen, und Gunst auf Gunst häufte der Monarch. Nach fünf Jahren gedachte Stadler mit der Gesandtschaft, die der Herzog von Holstein nach Ispahan geschickt hatte und in der sich auch der Dichter Paul Fleming befand, heimzukehren. Als er eines Abends nach einer Gesellschaft mit diesen Europäern in sein Haus zurückkam, fand er den Bruder eines Hofbeamten bei seiner Frau, einer armenischen Christin. Er warnte ihn; bald nachher aber traf er ihn abermals, und als dieser sich seiner Festnahme widersetzte und einen Diener Stadlers verwundete, schoß der erzürnte Uhrmacher ihn nieder. Der Schach billigte seine Tat, mußte aber dem Drängen der Verwandten weichen und nach Landesgesetzen Stadler die Wahl eröffnen, entweder Mohammedaner zu werden oder zu sterben. Er wandte alles an, um den geschätzten Künstler zum Uebertritt zu bewegen, allein Stadler wannte keinen Augenblick. Alle Verzögerungen, die der Schach eintreten ließ, alle angewandten Vorstellungen, er möge doch nur zum Schein den Islam annehmen, blieben fruchtlos; mutig litt Stadler den Tod durch den Bruder des erschossenen Uebeltäters. Der Fürst bedauerte den Tod Stadlers tief; denn niemand verstand seine Uhren zu regeln, und Stadlers Standhaftigkeit hatte tiefen Eindruck auf ihn gemacht.



Max Buri (1868—1915).

Kopf eines alten Bauern (1908).
Phot. Ph. & E. Lind, Zürich.

